

# Freiheit und Ökologie

Autor(en): **P.M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **88 (2013)**

Heft 7-8: **Gemeinde und Genossenschaft**

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-390606>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# FREIHEIT UND ÖKOLOGIE

Von P.M.

**A**ngesichts der ökonomischen Krise, die eigentlich nur eine vorweggenommene ökologische ist, stellt sich die Frage nach den Konsequenzen für unsere Lebensweise. Können wir uns unseren stark individualistischen Lebensstil noch lange leisten? Fünfzig Quadratmeter geheizten Wohnraum für jeden von uns, dazu ein Auto oder Elektromobil, fünfzig Kilo Fleisch jährlich, eine Einbauküche, Flüge nach Bali? Selbstverständlich gibt es schon lange Lösungen für eine ökologisch tragbare Lebensweise. All diese Lösungen deuten auf mehr kollektive Nutzungen hin, und alle haben etwas gemeinsam: Sie reduzieren die persönliche Freiheit. Kollektive Nutzungen basieren (wenn sie demokratisch organisiert sind) auf gemeinsamen Verträgen, auf Verbindlichkeiten. Das ist eine rein betriebswirtschaftliche Notwendigkeit.

Jede Entscheidung schliesst eine Option aus und reduziert daher den Freiheitsgrad. Man kann nicht zugleich verheiratet und ledig sein, nicht zugleich im Grünen und in der Stadt wohnen usw. Daher lieben wir es, uns nicht festzulegen. Es gibt immer mehr Single-Haushalte, mehr Last-Minute-Ferien, mehr kurzfristige Abmachungen per Handy. Diese Freiheit ist aber nur möglich in einer Gesellschaft mit relativem Überfluss. Wenn ich entscheiden kann, ob ich den Bus oder die Bahn nehme, dann setzt das voraus, dass es in beiden leere Plätze hat. Supermärkte funktionieren nur, wenn man es sich leisten kann, eine gewisse Menge Lebensmittel wegzuzwerfen (heute ist das etwa ein Drittel).

## Neue Freiheiten

Für einen effizienteren Verbrauch von Ressourcen würden wir uns auf einen minimalen Lebensmittelkorb einigen müssen und Güter und Dienstleistungen nur noch auf Bestellung beziehen. Kollektive Entscheidungen sind jedoch mühselig, haben weniger Flexibilität, sind nicht mehr «optimal», sondern nur noch eine Mischung von «gut bis erträglich». Doch gemeinsam Entscheidungen zu treffen kann durchaus Spass machen, und aus

geringerem Ressourcenverbrauch kann auch ein Freiheitszuwachs entstehen: Wenn wir weniger verbrauchen, müssen wir auch weniger arbeiten, uns um weniger kümmern und haben daher sogar mehr Freiheiten, einfach andere.

Vermutlich klammern sich heute nur so viele Menschen an die letzten Konsumfreiheiten, weil sie in den wichtigen Bereichen die Kontrolle über ihr Leben völlig verloren haben. Man klammert sich immer an das, was man hat. Dazu kommt natürlich, dass der Konsum auch kompensatorische Funktionen übernommen hat. Konsumgüter sollen unser Dazugehören ausdrücken, weil wir real zu nichts und niemandem mehr dazugehören.

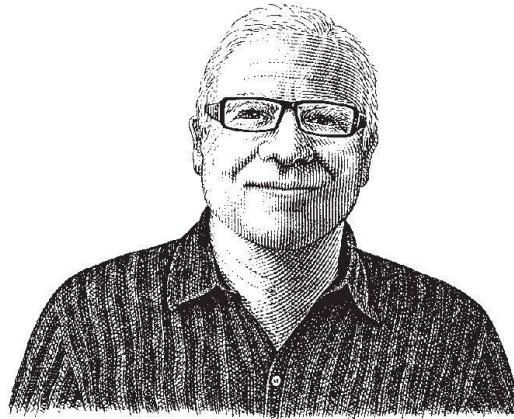


Illustration: Hans-Peter Furrer

**Der Schriftsteller P.M. schreibt in *Wohnen* zweimonatlich über neue Wohnformen.**

Sie sollen einen Status markieren, den wir längst verloren haben. Das Auto gibt uns das Gefühl, Herren und Damen zu sein, wo wir doch längst nur noch auswechselbare Lohnabhängige von Grosskonzernen sind. Konsumismus ist nicht mehr Wahl, sondern längst Sucht.

## Aktuelles Genossenschaftswohnen

Ein Grundpfeiler einer nachhaltigen Lebensweise ist sicher das Alltagsleben, das Wohnen, der Haushalt. Neue Wohnformen, gemeinschaftliches Wohnen, neue Genossenschaftssiedlungen sind daher aktuell. Lange hat man über das «Wohnen in anonymen Blöcken» die Nase gerümpft und vom Häuschen im Grünen geträumt. Doch nun sind diese Häuschen plötzlich

am falschen Ort, fehlen soziale und kulturelle Dienstleistungen, ist man nicht mehr auf dem Land, sondern eher im abgelegenen «Chrachen». Und von andern Häuschen umzingelt. Mit der so genannten Immobilienkrise haben unsere weisen Banken schon einmal entsprechende finanzielle Hinweise gegeben: Hört auf zu bauen dort draussen, kommt zurück in die Stadt.

Wie aber können wir in den Städten in grösseren Gebäuden leben, ohne uns auf die Nerven zu gehen? Bisherige Erfahrungen mit kollektiven Wohnformen sind nicht gerade ermutigend. Haben sich nicht all diese Experimente aufgelöst, hat man nicht überall individuelle Küchen eingebaut, Mietwohnungen in Eigentumswohnungen umgewandelt? Kann gemeinschaftliches Wohnen wirklich funktionieren, oder überfordern wir damit uns selbst?

## Geteilter Luxus

Wenn das Wohnen emotionale Funktionen wie Konsum, Erholung, Status übernehmen muss, dann haben rein sachliche Gesichtspunkte keine Chance. Rationelle kollektive Nutzungen liefern keinen Status, sie lösen nur Alltagsprobleme. Im Gegenteil: Sie stellen eher Gleichheit her. Sicher könnten wir auch kollektiv gewisse Repräsentationsbedürfnisse befriedigen. Aber dieses Prestige müssten wir dann teilen, und vielleicht hätten wir keine Lust, dafür extra hohe Mieten zu bezahlen. Immerhin: Die Leute von der Genossenschaftssiedlung Sargfabrik in Wien leisten sich ein eigenes Schwimmbad, und weil es von allen mitgetragen wird, bleiben die Mieten bezahlbar. Geteilter Luxus wird zum gewöhnlichen Komfort, aber das erfordert natürlich organisatorische Strukturen, verbindliches Sich-Darum-Kümmern, etwas Mitarbeit und gemeinsames Verantwortungsbewusstsein.

Davor haben wir Angst. Lieber bleiben wir unabhängige Konsumenten in einer Wohnung irgendwo, mit einem Job irgendwo und einem Hobby irgendwo. Mal schauen, wie lange das noch funktioniert... ■